

Barbara Honigmann

## „Daß ich eins und doppelt bin.“

Wovon kann ich sprechen, wovon soll ich sprechen, wenn mir die große Ehre zuteil wird, den Goethepreis entgegennehmen zu dürfen. Fast kann ich es gar nicht glauben, denn auch trotz gewisser literarischer Anerkennung schreibt man doch immer wieder ins Leere hinein. Ich will jedoch gar nicht mit Bescheidenheit anfangen, schließlich bin ich nicht groß genug, um mich klein zu machen.

Also Goethe und ich, ich und Goethe. Goethe-Worte und Goethe-Orte. Tiefes, Wichtiges, Politisches, Historisches, Poetisches, Aktuelles?

Da werde ich wieder von mir sprechen, meinem Weg als Deutsche und Jüdin.

Als Nachkommende des deutschen Bildungsbürgertums, des jüdischen Bildungsbürgertums, des deutsch-jüdischen Bildungsbürgertums, das gibt es heute nicht mehr, oder jedenfalls so nicht mehr. Mein Weg als Deutsche ist vielfach markiert von Goethe-Lektüren, Goethes Theater, Goethes Gedichten, Goethes Prosa. Mein Weg als Jüdin ist geprägt von Exil-Erzählungen und Überlebensgeschichten und von dem tief in mich eingepflanzten und stets anwesenden Gefühl von einem „Wir“, die Juden, und „die“, die Deutschen, unter denen wir lebten.

Meine Großeltern sollen sich hier in Frankfurt, dem Goethe-Geburtsort, im Palmengarten beim Ball der Naturwissenschaftler kennengelernt haben, der Herr Doktor aus Breslau und das Fräulein Weil aus Darmstadt, deren Vater als erster „Israelit“ Arzt im Staatsdienst des Großherzogtums Hessen-Darmstadt war. Ihre Onkel waren Bankiers, wie das eben zu dieser Zeit, am Ende des 19. Jahrhunderts, so für Juden typisch war. „Wir“, sagte mein Vater immer, waren hier schon, bevor es überhaupt Deutsche gab, denn „wir“ sind schon mit den Römern das Rheintal heraufgezogen. Diesen Stolz der Herkunft, eine Art Adelsstolz, hat mein Vater in mich eingepflanzt, ein Stolz, ein Trotz, trotz allen Vertreibungen, Enteignungen, Exilen, eine Selbstbehauptung in den schwankenden Weltereignissen, denen die Juden immer noch heftiger als andere ausgesetzt waren.

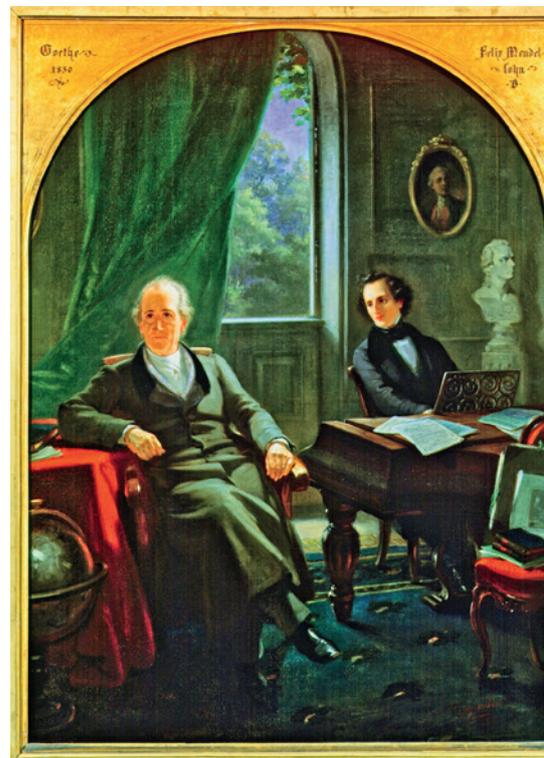
Der wandernde, wurzellose Jude - kein Klischee widerspricht so sehr der Wirklichkeit, denn Juden hielten durch Länder und Zeiten an ihrem Glauben und ihrer Lehre fest und waren darin verwurzelt, wie es ihnen Goethe auch zugesteht, sie sind *das beharrlichste Volk der Erde, sie sind, sie waren, sie werden sein, um den Namen Jehovas durch die Zeit zu verherrlichen.*<sup>1</sup>

Diese Beharrlichkeit im Glauben, hat sie offensichtlich in ihrem ganzen Wesen, wenn sie nicht gerade Revolutionäre wurden, so konservativ geprägt, daß sie sich z.B.

heftig gewehrt haben, als im Jahre 1776 ihre Häuser in der Frankfurter Judengasse so wie im übrigen Frankfurt an Stelle von Namen Nummern erhielten, *es gab einen so starken Widerstand, daß die gesamte jüdische Gemeinde mit einer Strafzahlung belegt wurde. Es gibt kein Zeugnis, daß nichtjüdische Bewohner der Stadt ihren Hauszeichen Tränen nachgeweint hätten.*<sup>2</sup> Und so führten die Frankfurter Juden dann die Hauszeichen in ihren ebenfalls neu eingeführten Nachnamen weiter: Rothschild, Gans, Bär, Kann.

Die Häuser in der von Goethe aus seiner Kindheit erinnerten Frankfurter Judengasse werden noch ihre Schilder getragen haben, aber *die Enge, der Schmutz, das Gewimmel, der Akzent einer unerfreulichen Sprache, alles zusammen machte den unangenehmsten Eindruck, wenn man auch nur am Tore vorbeigehend hineinsah.*<sup>3</sup> Diese Wendung „wenn man nur am Tore vorbeigehend hineinsah“ scheint mir eine treffende Beschreibung des nebeneinanderher Lebens von Juden und Deutschen, des gegenseitigen Ignorierens ihrer, sagen wir, Kultur, um einmal gar nicht von Verfolgung und Vertreibung zu sprechen. Goethes Bild des Judentums spaltete sich in die Vorstellung des alten Israel der Erzväter, deren Geschichte und Wirken er in *Dichtung und Wahrheit* ausführlich nacherzählt, und eben dem *unangenehmsten Eindruck* aus der Judengasse, dem in seinem späteren Leben eine gleichgültige Abneigung entsprach, um es vorsichtig auszudrücken. Genau wie vom Mond nahm er, und die meisten seiner Zeitgenossen, nie die abgewandte Seite des jüdischen Geisteslebens wahr, sondern eben nur die äußere, wahrscheinlich durchaus realistisch gezeichnete, der engen Frankfurter Judengasse.

Diese Distanz hat der auch aus Frankfurt, genauer aus Hanau, stammende Maler Moritz Daniel Oppenheim in der fiktiven Szene seines Gemäldes „Felix Mendelssohn spielt vor Goethe“ von 1864 bewußt oder unbewußt festgehalten. Oppenheim war der erste akademisch ausgebildete jüdische Maler und einer der ganz wenigen Juden in der Kunstszene des 19. Jahrhunderts, der sich nicht hat taufen lassen. Das sehr bekannt gewordene Bild zeigt den jungen Mendelssohn Bartholdy, wie er



Moritz Daniel Oppenheim  
„Felix Mendelssohn spielt vor Goethe“; Public Domain



sich im Klavierspiel zu Goethe hinneigt, Goethe im Vordergrund hingegen bleibt abgewendet und blickt aus dem Bild heraus in eine unbestimmte Ferne.

Bedeutende Rabbiner und Gelehrte kamen jedoch aus der von Goethe so herablassend als pittoresk beschriebenen Gasse der Juden, denen er immerhin den Respekt vor dem *Eigensinn, womit sie an ihren Bräuchen hängen*<sup>4</sup>, nicht versagen konnte. Auch schon vor Goethes Zeit sind aus dieser Gasse; führende Rabbiner und Talmudisten der aschkenasischen Welt gekommen, deren Werke, genau wie die Goethes, noch heute gelesen und studiert werden. Gerade zu Goethes Lebenszeit gingen drei große Umschwünge im aschkenasischen Judentum vor sich, von denen Goethe eben nur die eine wahrgenommen hat und die Simon Dubnow so zusammenfasst: *Während die politische Emanzipation der deutschen Juden nur Schritt für Schritt vorwärts kam und zumeist nur kurzlebig war*, und von Goethe, füge ich hinzu, sehr distanziert, skeptisch, um nicht zu sagen ablehnend betrachtet wurde, *ging ihre kulturelle Autoemanzipation in einem übermäßig raschen Tempo vor sich, unter völliger Mißachtung der Gebote einer in normalen Bahnen verlaufenden Evolution. Die sich vollziehende Umwälzung in wirtschaftlichem und geistigem Leben wirkte in erster Linie auf die Oberschicht der Judenheit, auf die Reichen und Gebildeten zurück (...) und dies war der Boden, auf dem die jüdischen Salons aufblühten.*<sup>5</sup> In denen Rahel Varnhagen den Goethe-Kult, den er sich gerne gefallen ließ, begründete, füge ich hinzu. Die beiden anderen großen Umschwünge geschahen im Osten, wo ja die Mehrheit der Judenheit lebte, wo sich einerseits die mystische Strömung des Chassidismus „erfand“ oder wiedererfand, während in Wilna die klassisch rabbinische, rationale Schule Schwung aufnahm und, wie wir sie unter uns scherzhaft nennen, „die Jeschiwa neuen Typus“ gründete, deren Schriften und Lehren, im Gegensatz zu den Schriften und Lehren der Leninschen „Partei neuen Typus“, noch heute zum Standardprogramm des rabbinischen Lehrens und Lernens gehören und höchstes Ansehen genießen, ja, klassisch wie Goethes Werke sind und zwar im besten Sinne des Wortes. Die Lebensdaten eines der Begründer decken sich fast genau mit denen Goethes. Chaim Wolozhin, 1749 - 1821.

Ich habe ein paar Jahre lang mit meiner Freundin Sonia jeden Montagabend sein Hauptwerk *Nefesch Hachaim* (Die Seele des Lebens) studiert, in der klassischen Zweiergruppe, Chawruta genannt, in der die Männer schon seit Jahrhunderten studieren, eine „Kultur“ der Auseinandersetzung mit dem Text, jenseits der „Bräuche“, eine Kultur, die das westeuropäische moderne Judentum dann zugunsten der Werke von Goethe und Schiller vernachlässigt und aufgegeben hat. Sonia ist im Gegensatz zu mir eine engagierte Feministin, deren vielfältige Aktivitäten auf vielen verschiedenen Gebieten, ähnlich wie Goethe, ich nur bewundern kann. Bevor wir das Buch aufschlugen, besprachen wir zunächst einmal die dringendsten Probleme all ihrer Projekte, und jedenfalls wurden wir von unseren gelehrten Mitjuden wohl eher belächelt, wenn sie uns nicht gar innerlich einen Vogel

zeigten, dass wir uns an ein so schwieriges Werk heranwagten; aber wir gaben nicht auf und arbeiteten uns durch den in der Tat schwierigen Text und waren froh, als wir am Ende lasen: „Jeder, der sich mit der Tora beschäftigt, verbindet sich mit dem Baum des Lebens.“<sup>6</sup>

Die letzten Jahre seines Lebens verbrachte mein Vater an einem weiteren Goethe-Ort, DEM Goethe-Ort überhaupt, in Weimar. Er wohnte, ich habe davon in zweien meiner Bücher erzählt, im leerstehenden Schloss Belvedere, das zu DDR-Zeiten völlig verlassen und baufällig herumstand, nur unter dem Dach war eine Wohnung eingerichtet, da lebte er mit seiner Frau, die Direktorin des Stadtmuseums war. Er genoß das Schlossleben und die Spaziergänge im Park, und wenn ich ihn besuchte, malte, zeichnete und aquarellierte ich dort nach der Natur. Aus den Fenstern des Schlosses sah man über den Park von Belvedere, wo der Ginkgo Biloba steht, den Goethe importieren und pflanzen ließ und auf den er das so berühmte Gedicht schrieb. Der Baum sieht aber ganz unauffällig und mickrig aus und mein Vater und ich haben uns bei unseren Spaziergängen durch den Park oft gefragt, ob es wirklich „dieses Baums Blatt“ in dem berühmten Gedicht gewesen sein kann.

*Daß ich eins und doppelt bin.*

Paßt das nicht auch gut zur deutsch-jüdischen Existenz, meinem Weg als Deutsche und Jüdin, *zwei Seelen wohnen, ach, in meiner Brust*. Auch wenn es Goethe so sicher nicht gemeint hat, sondern auf die Vielfältigkeit und mindestens Dualität der Existenz deutet, diesen Dualismus muß jeder moderne Jude leben und aushalten und so ist es nun einmal, wir dürfen alles in die Poesie hinein und herauslesen, denn sie ist vielbedeutend.

Schließlich bin ich nach Straßburg gezogen, aus der DDR ausgereist, die noch existierte, und lebe da nun schon seit fast vierzig Jahren. Auf der Place de la République stehen vier riesige, ja, monumentale Ginkgo Bilobas, die 1880 dem deutschen vom japanischen Kaiser *vom Osten her anvertraut* worden sind, damals hieß der Platz Kaiserplatz; die Bäume gedeihen und blühen noch heute prächtig. Auch zu Goethes Zeiten war die Stadt, wie er es ja beschreibt, eine gedoppelte, vermischt in Kulturen und Sprachen und Religionen, französisch-katholisch und deutsch-protestantisch, Juden waren seit dem Pogrom 1349 aus der Stadt ausgewiesen. Der Student Goethe wandert, schreibt, liebt und erinnert sich dann im Alter in den Paralipomena zu seinen Tag- und Jahreshäften, *es entsteht nun (...) aus Trümmern von Dasein und Überlieferung (...) eine zweite Gegenwart*,<sup>7</sup> in der er nämlich endlich die Tochter des Pastors Brion, Friederike aus Sesenheim, in ihrer ganzen Liebenswürdigkeit zu lieben vermag. Als er das schreibt, war Friederike Brion schon viele Jahre tot.

*Aus Trümmern von Dasein und Überlieferung sich eine zweite Gegenwart zu verschaffen.* Ist das noch Goethe oder ist es schon Proust?

In der DDR war Goethe der Klassiker. DER Klassiker. Aus dem Bildungsbürger-Kanon zum direkten humanistischen Vorläufer von Karl Marx, wenn nicht Lenin erhoben. Jedoch konnte sein Werk noch Skandale provozieren, und zwar ausgerechnet der *Faust* hatte die Sprengkraft dazu. Hanns Eisler, noch nicht lange aus dem amerikanischen Exil zurückgekehrt, schrieb 1952 das Libretto *Johannes Faustus* für eine geplante Oper, der Aufbau Verlag druckte es als Buch, das wurde aber sogleich verboten und eingestampft, „pessimistisch, volksfremd, ausweglos, antinational“, urteilte das Zentralorgan der Partei *Neues Deutschland*. Die Musik zu dem Libretto hat Hanns Eisler dann nie komponiert. Bertolt Brechts und Egon Monks Inszenierung in Potsdam und danach im Berliner Ensemble im selben Jahr, die den Goetheschen Urfaust zu entstauben sich vorgenommen hatte, ereilte das gleiche Schicksal, die Fassung und Auffassung der Inszenierung wurde, wieder im Zentralorgan der Partei, wieder als volksfremd und antinational diffamiert, und der Meister zog dann die Aufführung selbst zurück, vielleicht der in Prag gerade frisch verurteilten und frisch gehängten Opfer des Slansky-Prozesses gedenkend.

Selbst im Jahre 1968 löste Adolf Dresens Faust-Inszenierung am Deutschen Theater in Berlin noch einen Skandal aus; die „unklassische“ komödiantische Lesart mit einem in Depressionen versunkenen Faust auf fast leerer Bühne schrammte gerade noch hart am Verbot vorbei, begeisterte aber das Ostberliner Publikum noch jahrelang. Die Einlage im Walpurgisnacht-Traum mit aktualisierten Texten und deutlichen politischen Anspielungen wurde natürlich ohne weitere Umstände nach der ersten Vorstellung verboten. Wieder waren es Zeichen aus Prag, die Unruhe verbreiteten, der Prager Frühling löste Freiheitswünsche aus und das Theater hatte, wie schon oft in der Geschichte, widerständisches Potential. Kurze Zeit später inszenierte Adolf Dresen im Bühnenbild von Achim Freyer das Drama des Parvenu von den kanarischen Inseln, der in seinem Karrieredrang und Anpassertum über Leichen geht – *Clavigo*, in grellbunter Ausstattung, was umgehend als Hippie- und Popkultur denunziert und auch über Nacht abgesetzt wurde. Regisseur und Bühnenbildner reagierten wenig später mit einer neuen Fassung, in der sie den *Clavigo* buchstäblich in Schwarz-Weiß auf die Bühne brachten, und der Bühnenbildner Achim Freyer hatte nun schon genug von Zensur und Gängelei durch die Partei und haute prompt nach dem Westen ab, später folgte ihm auch Adolf Dresen.

Diese letzten Goethe-Aufregungen fielen noch in meine eigene „theatralische Sendung“ meines Studiums der Theaterwissenschaft an der Humboldt Universität und meiner kurzen, intensiven, jedoch schließlich gescheiterten Theaterkarriere. Es waren die bleiernen Jahre der DDR, in der wir noch versuchten, uns in die Kunst zu retten und in der Marginalität einrichteten. Nach der Ausbürgerung Wolf Biermanns jedoch resignierten viele und kehrten der DDR endgültig den Rücken.

So auch ich. Und seitdem lebe ich nun, wie gesagt, in Straßburg.

Paradoxerweise führte mich gerade meine deutsch-jüdische Existenz dorthin, in die wieder französische Stadt, wo der Kaiserplatz nun Place de la République heißt.

Es begab sich nämlich zu der Zeit, daß sich überall auf Welt mehr oder weniger junge Juden der zweiten Generation, und damit ist die Generation der nach der Schoa Geborenen gemeint, ihr Judentum zu befragen begannen, und sie fragten nicht etwa nach ihrer Identität, denn davon hatten sie mehr als genug, sondern nach dessen Inhalt.

Alain Finkielkraut, geboren 1949 wie ich, veröffentlichte 1980 sein Buch „Le Juif imaginaire“ und formulierte es so: *La judéité c'est qui me manque et non c'est qui me définit* (Das Jüdischsein ist das, was mir fehlt, und nicht das, was mich definiert). Dieses Buch war, nicht nur für mich, eines der einflussreichsten Dokumente des damaligen jüdischen Diskurses für eine ganze Generation.

Ehemalige Hippies von der Westküste der USA, young professionals, Künstler, Rechtsanwälte und Doktoranden von den Universitäten der Ostküste, hundertprozentig säkular erzogene junge Leute aus Israel, ehemalige Maoisten und Trotzkiten aus Frankreich, junge Leute aus gutbürgerlichem Milieu in Südafrika, tausende junge Juden in der Sowjetunion, denen jede religiöse Praxis verboten war, die sich auflehnten und schließlich in Massen auswanderten, und gar manche Vereinzelte und Versprengte in den Ostblockländern, darunter der Schriftsteller und ehemalige Mistreiter Vaclav Havel und spätere Oberrabbiner von Prag, Karol Sidon, und eben auch eine winzige Gruppe in Ostberlin, der ich angehörte, strebten eine Richtungsumkehr ihres intellektuell und spirituell entleerten Judentums an. Man nannte sie und sie nennen sich selbst Balei Teschuwa, Söhne und Töchter der Umkehr, oder, ohne die religiös konnotierte Bestimmung, einfach die postassimilatorische Generation, die ein breiteres Spektrum umfaßt.

Durch ihren Aufbruch wollten sie das Fiasko der Assimilationsbestrebungen, die im 19. Jahrhundert die Juden in Frankreich zu Israeliten und in Deutschland zu deutschen Staatsbürgern mosaischen Glaubens machte, korrigieren, um das Nebeneinanderher-Leben zu durchbrechen und Zugang zur Bildung in beiden Kulturen, die sie durch ihre Herkunft ererbt hatte, zu erlangen. Woran Franz Rosenzweig und Martin Buber in den 20er Jahren in Deutschland gescheitert waren, gelang im Nachkriegs-Frankreich Denkern wie Emmanuel Levinas, André Neher, Vladimir Jankélévitch, Leon Ashkenasi, nämlich die meist entjudaisierten Söhne und Töchter der durch die Schoa traumatisierten Generation aus ihrer spirituellen Leere herauszuholen, um ihnen oder wenigstens einigen von ihnen die verdeckte Seite des Judentums zu ent-decken, sie zu motivieren, sich nicht nur mit *dem Blick am Tore vorbeigehend* zu begnügen, sondern die talmudische, rabbinische, spirituelle Seite, jenseits von



koscherer Küche und verkitschter „Schtetl“-Kultur und auch jenseits des Antisemitismus, zu entdecken, sich ihr anzunähern, ja vielleicht sogar im klassischen Sinne zu studieren. Schon seit dem Ende der 50er Jahre gibt es das bis heute jährlich stattfindende *Colloque des intellectuels juifs de langue française*, dessen *Lectures talmudiques* zu Lebzeiten Emmanuel Levinas fester Bestandteil waren. Er und andere Mitstreiter veränderten die geistige jüdische Welt, „verführten“ Studenten der verschiedensten Fakultäten zu einer Auseinandersetzung mit den Texten des Talmuds, in dem sie die klassischen jüdischen Texte im Lichte der Probleme der Gegenwart zu bedenken anregten. Auch in den USA fand natürlich diese jüdische Renaissance statt, eine wichtige Persönlichkeit war Raw Josef Soloveitchik, der gerade noch 1932 in Berlin hatte promovieren können, bevor er in die USA emigrierte und dort an der Yeshiva University, dieser Hochschule der doppelten Kultur, wie es ihr Name ausdrückt, ein wichtiger Lehrer wurde. Er war ein Nachfahre des Chaim Wolozhin, dessen schwieriges Werk ich seinerzeit an den vielen Montagabenden mit Sonja studiert habe.

In Berlin, im Osten, waren wir nur ein Häuflein fünf Aufrechter, die den Ruf der jüdischen Renaissance hörten, wenn ich es so pathetisch ausdrücken darf, und da es uns nach mehr gelüstete, waren wir alle fünf übers Jahr weg, mit einem Ausreiseantrag, drei von uns nach Israel und mein Mann und ich landeten eben in Straßburg.

Dort fing ich an, meine Bücher zu schreiben, auf Deutsch natürlich, während ich gleichzeitig Französischkurse an der Volkshochschule und Torakurse an der Yeshiva des Etudiants oder in informellen Zirkeln neuer Bekanntschaften besuchte.

Meine erste Buchveröffentlichung war der *Roman von einem Kinde* und erschien 1986 im Luchterhand Verlag.

Noch in der Neuausgabe seines Buches *Über Ruhestörer*, 1993, antwortete Marcel Reich-Ranicki auf die Frage: „Dann wären Sie und einige andere Ihrer Generation die allerletzten deutschschreibenden Juden?“ – „Ich bin davon überzeugt. Sie können keine Literatur aus dem Boden stampfen ohne eine gewisse Bevölkerungsbasis. Es gibt doch keine Juden mehr in diesem Land“<sup>6</sup>

Und doch! Sie stampften sich selbst aus dem Boden. Mitte, Ende der 80er Jahre veröffentlichten damals junge Autoren Texte, in denen seit dem Ende der Nazizeit zum ersten Mal jüdische Stimmen der nachgeborenen Generation zu hören waren. 1995 veröffentlichte der deutsch-amerikanische Literaturwissenschaftler Thomas Nolden sein Buch *Junge jüdische Literatur*<sup>9</sup> über die Entstehung dieser neuen Literatur der zweiten Generation. Wie ich mit Erstaunen feststelle, war mein *Roman von einem Kinde* tatsächlich eine der ersten Veröffentlichungen dieser „jungen jüdischen Literatur“, schon bald gefolgt von den Büchern von Peter Stefan Jungk, Maxim Biller, Robert Schindel, Robert Menasse, Esther Dischereit, Rafael Seligmann.

Ja, es gab sie und es gibt sie immer noch, gefolgt von Autoren einer dritten Generation, von denen die meisten Kinder der aus der ehemaligen Sowjetunion ausgewanderten Juden sind, die zwar deutsch schreiben, aber nun nicht mehr das deutsch-jüdische Beziehungs-drama mit sich herumtragen, denn ihre Väter oder Großväter haben oft in der Uniform der Sowjetarmee Deutschland von der Naziherrschaft befreit, sie sind meistens zweisprachig.

1994 schon brachte Elena Lappin, die Schwester von Maxim Biller, in einem amerikanischen Verlag eine Anthologie der jungen jüdischen Autoren heraus, *Jewish Voices - German Words*<sup>10</sup>, also zur selben Zeit, als Marcel Reich-Ranicki dekretierte, das Kapitel der deutsch-jüdischen Literatur sei unwiderruflich abgeschlossen.

Ja, diese Autoren haben, so wie ich, bei aller Kunststrenge mit jüdischer Stimme geschrieben. Der französische Autor Robert Ouaknine hat dafür einen Begriff geprägt, den ich sehr passend finde: Autojudeographie<sup>11</sup>. Alle diese Schriftsteller und Schriftstellerinnen, die sich in keiner Weise als Gruppe empfinden oder gar konstituiert haben, schreiben aus den Erfahrungen ihrer jüdischen Herkunft, einer Art Selbstbefragung, wie sie Alain Finkielkraut angestoßen hat, wer sind wir, wo gehören wir hin, wo ist unser Platz, wie halten wir es mit dem schwierigen Erbe unserer Familien, wohin gehen unsere Wege. Die Titel ihrer Bücher, *Gebürtig* von Robert Schindel, *Der gebrauchte Jude* von Maxim Biller, *Selige Zeiten, brüchige Welt* von Robert Menasse, *Rubinsteins Versteigerung* von Rafael Seligmann, deuten das alles schon an. Oder, um es mit Goethes Worten zu sagen:

*Was du ererbt von deinen Vätern hast,  
Erwirb es, um es zu besitzen.*

*Was man nicht nützt, ist eine schwere Last.*

*Nur was der Augenblick erschafft, das kann er nützen.*

Diese einst jungen Schriftstellerinnen und Schriftsteller, die mit jüdischen Stimmen deutsche Worte schreiben, haben beschlossen, ihr jüdisches Erbe anzunehmen und an ihrem „Roman des gelben Sterns“, wie ihn Finkielkraut nennt, mit vollem Selbstbewusstsein weiterzuschreiben.

(Endnotes)

- 1 Goethe, Wilhelm Meisters Wanderjahre, 2. Buch. Romane und Novellen, Bd. II, Leipzig; 1923
- 2 Benzion Kaganoff, Jewish Surnames through the Ages, in: Commentary Magazine; New York; September 1956
- 3 Goethes Autobiografische Schriften Bd. I, Leipzig 1922, S.160 f
- 4 Goethes Autobiografische Schriften, a.a.O., S.161
- 5 Simon Dubnow, Geschichte des jüdischen Volkes, Berlin 1930, Band VIII, S. 253
- 6 Rabbi Hayyim de Volozhyn; L'ame de la vie ; Lagrasse 1986, S.248
- 7 Autobiografische Schriften, a.a.O., S. 674
- 8 Marcel Reich-Ranicki, Über Ruhestörer; München 1993, S. 206
- 9 Thomas Nolden, Junge jüdische Literatur; Würzburg 1995
- 10 Jewish Voices - German Words, North Haven; 1994
- 11 Thomas Nolden, In: Lieu of Memory; Syracuse 2006, S.3

*Mit freundlicher Genehmigung der Autorin.*

*Bücher von Barbara Honigmann im Hanser Verlag*

<https://www.hanser-literaturverlage.de/buecher?authorname=Barbara+Honigmann>